

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 4.

Berlin, Mittwoch den 9. Januar

1833.

### Schweden.

Wäringerna. (Die Wäringere.) Eine historische Untersuchung von A. Cronholm. Lund, 1832.

Schon unter Gustav's III. Regierung, welche in den Jahrbüchern der schönen Wissenschaften eine glänzende, aber doch nur oberflächliche Periode bildet, nahm der patriotische Eifer, mit welchem Schwedens Gelehrte früher, in der sogenannten Freiheitszeit (1719 bis 1772), durch Regierung und Stände ermuntert, auf die Bildung einer historischen Literatur des Vaterlandes gearbeitet hatten, merklich ab. Der spätere, alle selbstständige Forschung ersäufende, kleinliche Geist, welcher die Regierung des letzten Königs auszeichnete, übte vollends auf diesen, wie auf alle andere Zweige der Literatur, einen sehr schädlichen Einfluß.

Die Regierungs-Veränderung des Jahres 1809, welche Schweden seine politische Freiheit wiedergab, beförderte aufs neue eine freiere Entwicklung des literarischen Lebens.

Um bei dem aufwachsenden Geschlecht Interesse für das historische Studium zu wecken, wurde dieses Feld der Literatur wiederum mit Eifer und Erfolg bearbeitet; die Werke älterer Autoren wurden näher geprüft, verbesserte Uebersetzungen aus den Quellen der ältesten Nordischen Geschichte herausgegeben und Lehrbücher nach einem der Zeit angemessenen Plan ausgearbeitet. Als die ausgezeichnetsten Geschichtsschreiber treten Strindholm und Geijer seit dieser Zeit auf. Der Geschmack des lesenden Publikums nahm von nun an eine günstigere Richtung für das historische Fach.

Die Vorliebe für die Lafontaine'sche Roman-Literatur, welche unter der nächstvorhergehenden Periode die allein herrschende und verbreitete gewesen war, verlor sich sichtbar, und dem Romane, sollte er noch einem größeren Publikum gefallen, mußte etwas Historisches zum Grunde liegen.

Die Menge geschichtlicher Werke, welche seit 1809 in Schweden erschienen, sowohl Originale als Uebersetzungen, beweiset den guten Absatz dieser Art literarischer Produkte. Da mehrere der unterrichteten und geschicktesten Schriftsteller wahrhaft unermüdet sind, die Schwedische Literatur durch gründliche Abhandlungen zu bereichern, so ist es unzweifelhaft, daß der Sinn für das Gediegenere und Ernstere sich allmählig unter einem größeren Publikum verbreiten und wahre Gründlichkeit nach Verdienst geschätzt werden wird.

Wir betrachten es daher als eine Pflicht, das Publikum auf solche geschichtliche Arbeiten aufmerksam zu machen, welche von scharfsinniger Forschung, Belesenheit und Wahrheitsliebe zeugen. Diese für einen Geschichtsforscher unentbehrlichen Eigenschaften glauben wir besonders bei dem Verfasser obiger Schrift gefunden zu haben und empfehlen dieselbe daher allen Freunden der Nordischen Geschichte.

Ältere Schriftsteller, wie Ihre, Schöjer, D. Celsius und Hallenberg, haben zwar Beiträge zu einer geschichtlichen Untersuchung der Wäringere gegeben, da aber keiner von ihnen eine vollständig ausgearbeitete Abhandlung über dieselben geliefert, so scheint uns diese auf eigene Forschung gegründete Monographie, die eine Lücke in der älteren Schwedischen Geschichte ausfüllt, sehr zweckmäßig. Der Gegenstand bietet an und für sich selbst viel Interesse dar, gewinnt aber noch mehr durch die Folgen, welche man den Reisen jener Normänner nach Griechenland zuschreibt, und wovon Professor Wedel Simonson die Bildung des Nordens im Mittelalter herleitet.

In der Einleitung äußert sich der Verfasser folgendermaßen: „Jemand könnte vielleicht nach Durchlesung meiner Arbeit die Frage aufwerfen, ob ein Geschichtsstoff wie dieser, welcher als weniger folgenreich zu betrachten ist, eine genauere Untersuchung verdiene, und ob man denselben für unsere ältere Geschichte als besonders wichtig ansehen könne. Allein diese Einwendung gegen die zweck- oder unzweckmäßige Wahl des Gegenstandes kann wohl nur von denen vorgebracht werden, welche in allen historischen Begebenheiten sogleich unmittelbare Folgen sehen wollen und nicht bemerken, wie langsam die Schöpfungen der Zeit heranwachsen, so daß es oft der Jahrhunderte bedarf, ehe der Keim eines neuen Zeitgeistes sich vollkommen auszubilden vermag.“

„Wenn man auch nicht die ganze Bildung des Nordens im Mittelalter jener mit dem Ost-Römischen Reiche unterhaltenen Verbindung beimessen kann, so ist diesen Fahrten doch eine gewisse Wir-

\*) Bekanntlich der Name für die Normännische Leibwache der Byzantinischen Kaiser.

kung auf die Entwicklung der zu neuen Schöpfungen bereiten Zeit des Heidenthums nicht abzuspüren. Die Bildung der Byzantiner, einzig und allein auf den Ueberlieferungen einer verschwundenen klassischen Zeit beruhend und ihrer Natur nach den Wäringern wenig zugänglich, konnte nur unbedeutenden Einfluß auf die Ausbildung eines neuen Zeitgeistes ausüben. Dem Charakter dieser stolzen Barbaren sagte es natürlich nicht zu, sich unter die Formen des Ritterlebens zu beugen; das ihnen bewahrte Andenken ihrer durch Heldenthaten berühmten Vorfahren widerspreche vielmehr dieser Bildung, welche, nach ihren Begriffen, ihre Lebensart verweicht, sie den Lehren der heiligen Kirche unterworfen und dadurch die Kräfte des Armes zu den gewohnten blutigen Kampfspielen erlahmt hätte.“

„Der in den Wäringere Zügen sich aussprechende Sinn für Abenteuer trat auch in den Fahrten nach Griechenland hervor, die eine Art von Fortsetzung jener Züge waren, und aus der Reaction, welche die mit Byzanz unterhaltene Verbindung hervorbrachte, läßt sich, wenn auch nicht als alleinige Ursache, doch eine Annäherung des Nordens zum Feudal-System herleiten.“

„Für denjenigen, welcher die in ungleichen Gestalten erscheinenden Zeitbilder zu vergleichen wünscht, ist es nicht ohne Interesse, den Kontrast zu beobachten, in welchem die Wäringere zur Byzantinischen Bildung und dem im Mittelalter in schönen Formen hervortretenden Ritterwesen standen.“

„Die Entfernung von Byzanz (Nisslagård) selbst hatte etwas Reizendes für die Phantasie, da die Ferne ja immer noch das Wunderbare vergrößert. Doch unter der langen Fahrt dorthin hat leider die historische Sage mehrere ihrer Attribute gegen das romantische Gewand der Fabel veräußert und theilweise die Wahrheit und effektlose Treue des Nordischen Charakters verloren. Bei Untersuchung der Urkunden, worauf Harald Hårdarades Sage sich stützt, ist dies näher entwickelt worden.“

„Es ist überhaupt zu bedauern, daß die Nordischen Sagas uns nicht mehrere Ueberlieferungen von diesen Griechenlandsfahrten aufbewahrt haben; wir wären dann im Stande gewesen, eine nicht nur fragmentarische, sondern eine vollständigere Arbeit zu liefern. Wir übergeben indessen dem Leser dasjenige, was die Zeit uns überliefert hat.“

Die ganze Abhandlung ist in sieben Kapitel eingetheilt, von welchen das erste die Ursachen der zwischen dem Norden und Griechenland unterhaltenen Verbindung darstellt. Das Aufhören der Wäringere-Züge hält der Verfasser für die erste dieser Ursachen. Er findet, daß diese Griechischen Reisen und jene Züge einen mit der großen Völker-Wanderung verwandten Geist verrathen, welcher sich im Jugendalter der Völker durch ein abenteuerliches Leben und kühne Unternehmungen auszeichnete. Die tief eingepflanzte Streitlust, die sich in Deutschland durch die vielfachen Kämpfe der Stämme gegen einander äußerte, giebt sich ihm in Scandinavien in den Seerfahrten zur See zu erkennen; doch war freilich die Aussicht auf Gewinn ein nicht minder wirksamer Beweggrund dieser Unternehmungen. Ursprünglich scheinen aber, nach des Verfassers Ansicht, jene Züge aus dem inneren Bedürfnis eines nach rastloser Thätigkeit strebenden Lebens, wodurch der Charakter der damaligen Nordischen Völker sich auszeichnet, hervorgegangen zu seyn, und unlängbar war dies eine der Haupt-Ursachen, welche die kräftigen Wäringere nach dem Westen trieb.

Nachdem diese Seerzüge allmählig aufhörten, begann der Abenteuer liebende Nordländer, da die Schätze des westlichen Europa's geplündert waren, seinen Weg nach dem Osten und Süden zu richten, wo er durch Kriegs-Dienste auf's neue das gewann, was er sonst auf seinen überseeischen Zügen sich erworben hatte, nämlich Ruhm und Reichthum.

Als Ursache, welche die Griechischen Kaiser bewog, sich mit einer aus Streikern vom äußersten Norden bestehenden Leibwache zu umgeben, giebt der Verfasser an, daß es wegen des schlechten Geistes der Eingeborenen theils seit den ältesten Zeiten des Kaiserthums gebräuchlich gewesen, Barbaren unter die Legionen aufzunehmen, theils auch aus der Ueberzeugung geschähen sey, daß es für diese kühnen Normänner, welche durch Vaterland, Sprache und Sitten so verschieden von den übrigen Amerthanen, niemals vortheilhaft seyn konnte, sich an eine sie hassende Nation anzuschließen und ihre Waffen gegen die Kaiser zu richten, welche sie mit Günstbezeugungen überhäufte und durch glänzende Freigebigkeit ihre treue Ergebenheit zu gewinnen und zu erhalten suchte. In ähnlicher Weise haben sich die Französischen Könige immer von Schweizern umgeben. Ueber-



dies war wohl die Entfernung ihres Vaterlandes, welche es für sie unmöglich machte, ihre Landsleute bei ausbrechender Meuterei zu Hilfe zu rufen und dadurch größere Unruhen im Griechischen Kaiserreiche zu erregen, ebenfalls ein Haupt-Beweggrund, weshalb die Kaiser sie vorzugsweise vor anderen Ausländern in ihren Diensten behielten.

Zum zweiten Kapitel untersucht der Verfasser die in historischer Hinsicht so wichtige und bei mehreren Gelegenheiten bestrittene Frage, was das Wort Griechenland im Norden im Mittelalter bedeutete. Er weicht hier von Ihre und Hallenberg ab, welche das so oft auf den Runensteinen genannte Griechenland für ein an der Dänie belegenes Land nahmen oder dasselbe, wie Gardarike (Gardereich), für einen Theil des jetzigen Rußlands ansahen. Der Verfasser äußert hierüber Folgendes: „Auf den Runensteinen wird oft der Griechenlands-Fahrer erwähnt; die Isländischen Saga's-Schreiber bezeichnen aber mit dem Worte Griechenland das Ost-Römische Kaiserthum, und Byzantinische Schriftsteller bekräftigen es, daß viele der Nordischen Kämpfer nach Byzanz kamen, um Dienste unter den Wäringern zu suchen, und daß diese Leibwache aus Scandinaviern gebildet war. Da nun ein anderes Land unter dem Namen Griechenland nicht vorkommt, so glauben wir es keinem Zweifel unterworfen, daß dieses auf den Runensteinen genannte sich wirklich auf das Ost-Römische Kaiserthum bezieht, und um so mehr, da eine mögliche Verwechslung mit Gardarike unseren Bereisern und in beiden Ländern so bekannten Vorfahren gewiß nicht vorgeworfen werden kann.“

Hierauf sucht der Verfasser Ihre zu widerlegen. Durch die Menge der zum Andenken der Griechenlands-Fahrer aufgerichteten Runensteine glaubt er seine Meinung bestätigt, daß viele Wäringern aus Schweden gebürtig waren; Ihre hingegen sucht diese Denkmäler als Beweis aufzustellen, daß Griechenland und Ausrrien (ein unbestimmter Name, welcher jedes im Osten belegene Land bezeichnen kann) im Allgemeinen verwechselt worden sind.

Das dritte Kapitel handelt über Thule. Dieser Name hat bei den Schriftstellern des klassischen Alterthums theils eine bestimmte, da es sich auf ein gewisses Nordisches Land bezog, theils eine im höchsten Grade unbestimmte Bedeutung gehabt, da man alle im äußersten Norden belegene Länder damit bezeichnete. Der Verfasser sucht zu beweisen, daß das von Prokopius genannte Thule die Scandinavische Halbinsel ist; dieser Ansicht ist auch Professor Geijer (in seiner Svea-Rites händel p. 85—93), und Beide sind daher hierin ungleicher Meinung mit Hallenberg, welcher behauptet, daß Prokopius sich nicht deutlich erklärt habe, welches Land eigentlich unter Thule verstanden würde, und daß die Geschichtschreiber, welche nach seiner Zeit dieses Landes erwähnten, Island oder einige der Ostadischen Inseln darunter verstehen, aber keinesweges Schweden oder Norwegen. Der Verfasser giebt noch mehrere sehr gegründete Ursachen für seine Meinung an, welche jedoch hier zu wiederholen uns zu weit führen würde.

Eine aus Hallenbergs Anmerkungen über Lagerbring (Seite 183) angeführte Beschreibung Thules, welche bei diesen historischen Untersuchungen vorkommt, scheint uns nicht ohne Interesse zu seyn und daher hier einen Platz zu verdienen. Dieselbe ist von Solinus, einem Schriftsteller des 2ten Jahrhunderts, entnommen und lautet folgendermaßen: „Thule ist ein weit ausgebreitetes Land, welches einen reichen Vorrath an Baumfrüchten hat; die Einwohner besitzen Vieh, leben im Frühjahr von Pflanzen (Gemüse), in der späteren Jahreszeit von Milch, und zur Winter-Nahrung sammeln sie Baumfrüchte ein.“ Durch diese Schilderung findet Hallenberg seine Ansicht um so mehr bestätigt und äußert sich mit folgenden Worten darüber: „Diese Beschreibung stellt ein Hirtenleben in Thule dar, welches in Schweden und Norwegen niemals stattfand und unter dem Nordischen Himmel nicht ausführbar seyn konnte.“

Das 4te Kapitel handelt über alle die einzelnen Wäringern, deren die Isländischen Sagas erwähnen, und enthält gewissermaßen die Geschichte der Wäringern vom Jahre 992, wie der Isländer Kolslegg (Schwarzbart) nach Mitlagård \*) zog und ihr Hauptmann ward, bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner, seit welcher Zeit die Fahrten vom Norden nach Griechenland seltener wurden. — Dieses Kapitel ist in 24 Paragraphen eingetheilt, wovon der erste uns mit Finnboge dem Starken, einem der ersten Nordischen Kämpfer, welche das Griechische Kaiserreich besuchten, bekannt macht. Die 6 folgenden Paragraphen enthalten das, was die Sagas über die einzelnen dieser bei den Wäringern dienenden Normannen berichten, nämlich über: Thorwald, Widförle, Bolle, Gest, Thorstein, Thorfel, Eyvind, Dromund und Aungul.

In dem 8ten Paragraphen untersucht der Verfasser die Geschichtsquellen, welche von den Heldenthaten Harald Hardrådes, einem der Hauptleute dieser Kaiserwache, handeln. Die folgenden 5. 5. enthalten die Geschichte der Wäringern unter Isak Comnenus, Botaniates, Alexius Comnenus, Joh. Comnenus, Manuel Comnenus, Andronikus Comnenus, so wie Alexius Angelus. Unter der Regierung des Letzteren wurde Konstantinopel zum erstenmal von den Lateinern erobert. Nach ihm regierte Isak Angelus zugleich mit seinem Sohne Alexius, unter deren unruhigen Regierung die Lateiner zum zweitenmal Byzanz eroberten. Das Corps der Wäringern bestand indessen während aller dieser Kriege bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken. Seit jener Zeit aber war es größtentheils nur aus Angel-Sachsen zusammengesetzt. \*\*)

\*) Mitlagård (große Stadt) ist bei den ältesten Nordischen Geschichtschreibern der Name für Byzanz.

\*\*) Unter Alexius Comnenus hatte eine große Anzahl Angel-Sachsen sich im Ost-Römischen Kaiserreiche niedergelassen. Sie verließen ihr Vaterland nach Unterjochung Englands durch Wilhelm den Eroberer. — Der Verlust ihrer früheren Freiheit war wohl Ursache dieser Auswanderung.

Das 5te Kapitel enthält eine Darstellung der Dienstpflichten und des täglichen Lebens der Wäringern in Mitlagård. Ihr hauptsächlichster Dienst bestand in der Bewachung der inneren Gemächer des Kaisers und ihm, sobald er den Palast verließ, zu folgen. Bei einem Feldzuge begleiteten sie ebenfalls als Leibwache die Person ihres Herrn und hatten dann noch die ganz besondere Bestimmung, wenn der Kaiser in eine Stadt des Reichs einzog, die Schlüssel derselben entgegenzunehmen und während seines Aufenthalts in Bewahrung zu haben. Dieses Kapitel enthält ebenfalls Beschreibungen mehrerer Feste und einer Kaiserkrönung in Konstantinopel, wobei die Wäringern dem Kaiser folgten.

Das 6te Kapitel beschreibt Padreimen, worüber Sturleson in seinen Sagas Folgendes berichtet: „Padreimen ist eine große Ebene, von einer hohen kreisförmigen Mauer umschlossen; längs dieser befindet sich ein Erdwall, worauf die Zuschauer sitzen. Es sind eine Menge Begebenheiten aus früheren Zeiten dort abgebildet, und alles dieses ist aus Kupfer und Erz mit solcher Kunst gegossen, daß die Figuren sich zu bewegen und in die Spiele der Lebenden einzumischen scheinen. Das Schauspiel selbst ist so künstlich eingerichtet, daß es oft aussieht, als wenn die Menschen sich die Luft ritten. Man braucht dabei Feuer, auch Harfen und Saitenspiel aller Art.“

Einige Alterthumsforscher glauben, daß mit dieser Beschreibung das Schauspiel (Theater) verstanden sey; Müller indessen behauptet, daß Padreimen eine bei den Deutschen und Scandinaviern gebräuchliche, aber veränderte Benennung für das Griechische Hippodromos war und letzteres Wort sich auf dieselbe Weise veränderte, wie die Isländer vermöge ihrer Aussprache viele der Griechischen Namen entstellten hätten, so z. B. für Kyrios Alexios, Kyrsjalax; für Hagia Sophia, Regisif; für Hellepont, Ellipalta u. s. w.

Der Verfasser äußert sich hierüber, wie folgt: „Hippodromos war der Circus maximus Konstantinopels, wo prachtvolle Kampfspiele angeestellt wurden und wilde Thiere mit einander stritten. Alles, was man von den Prachtfesten der Alten noch kannte, wurde zur Verherrlichung dieser Vorstellungen angewandt.“ — Nach der Beschreibung der Kampfspiele schienen sie besonders im Wettfahren bestanden zu haben, wobei die Kosselenter in zwei Parteien, nach Farben, getheilt waren.

Das siebente und letzte Kapitel stellt die Folgen dieser Reisen der Wäringern nach Konstantinopel dar. — Ihr Aufenthalt in Mitlagård hat nach des Verfassers Ansicht viel dazu beigetragen, den Grund zu einer feineren Kultur in Scandinavien zu legen und, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar die Volksfreiheit einzuschränken und die Macht des Königthums auszudehnen. Ebenfalls leitet er die Erweiterung des Handels, verfeinerte Lebensart, Sitten und Kleidertracht im Norden davon her; hingegen glaubt er, daß sie wenig oder gar keinen Einfluß auf die religiöse oder wissenschaftliche Bildung ausgeübt haben. Daß der Aufenthalt in einer verweichlichten Kaiserstadt, auf dem südlich wollüstigen in Neppigkeit prangenden Boden viel dazu beitragen mußte, den Charakter und die Sitten dieser Riebtlinge zu verderben und zu erschaffen, ist wohl nicht zu läugnen. Der Norden sah daher seine Streiter orientalisirt heimkehren.

Verschiedene am Ende des Werkes beigefügte Anmerkungen machen uns mit den Quellen bekannt, welche der Verfasser benutzt hat. Sie beweisen, daß derselbe nicht nur mit der Isländischen Literatur bekannt ist, sondern auch genau die Byzantinischen Schriftsteller und die des Mittelalters kennt. Die ganze Abhandlung zeugt von vielem Fleiße, einer richtigen Beurtheilung bei Anwendung der aus diesen Quellen entnommenen Angaben, und überhaupt von einem scharfen historischen Blick in Behandlung des Stoffes.

Der Stil ist im Allgemeinen ungekünstelt, obgleich an einigen Stellen, und besonders im Anfange, ziemlich blumenreich für eine „historische Untersuchung.“

#### Bibliographie.

- Svenska Folkets Historia. (Geschichte des Schwedischen Volkes.) Von Erik Gustaf Geijer. Erster Theil. Bis Gustaf Wasa. Örebro. Pr. 2 Bdr.  
Om Sweriges Lärverk. (Ueber das Schwedische Unterrichtsweisen.) Upsala.  
Om Folkbildning. (Ueber Brougham's Schrift über Volksbildung.) Nebst Bemerkungen über die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und über die Handwerks-Institute in England. Von J. A. Evertlöf. Stockholm.  
Hvad som mest behagar Damerna. (Was den Frauen am meisten gefällt.) Ein Feen-Mährchen nach Voltaire, von J. M. Sjernerholme.  
Konspirationerna, röjda på Kållaren Förgylda Veningebristen. (Die in dem Wirthshause zum vergoldeten Geldmangel entdeckten Verschwörungen.) Von Phais Oppositiosnowitsch, Patriot, Kaffist, Porteroquost, Punschobbit und Nüchternheitsfreund; Ritter des Hunger-Ordens und Mitglied der Schuldenmachungs-Kommission und des Federkriegs-Rathes.

#### F r a n k r e i c h.

##### Der Herzog von Reichstadt.

Neue Bruchstücke aus dem unter diesem Titel erschienenen Werke des Herrn von Montbel.

„Während im Jahre 1815 ganz Europa wieder zu den Waffen griff, um den blutigen Kampf zu erneuen; während der von Napoleon so rasch wieder ergriffene Scepter ihm eben so rasch wieder entwunden wurde, und als nach seiner letzten Abdankung die Proklamirung Napoleons II. zu so heftigen Erörterungen Anlaß gab,



verlebte das junge Kind glückliche und friedliche Tage bei seiner Mutter in dem ruhigen Schlosse von Schönbrunn."

"Der Augenblick war gekommen, wo sein schon thätiger Geist die ersten Grundlagen zu einer systematischen Bildung verlangte. Der Kaiser mußte die Leitung dieser in so mancher Hinsicht schwierigen Erziehung einem Mann anvertrauen, dessen Stellung und Charakter dieser Wahl vollkommen entsprach. Auf den Wunsch Marie Louise's wählte er den Grafen Moriz von Dietrichstein, aus einer der berühmtesten Familien des Reiches, der eine großartige Gesinnung mit einem wahrhaft loyalen Charakter verband. Durch seine hohe gesellschaftliche Stellung, durch seine allgemein anerkannten Eigenschaften verdiente der Graf Dietrichstein das Vertrauen des Kaisers; eine solche Wahl bewies hinlänglich, welche Wichtigkeit der Monarch auf das ihm anvertraute Gut legte, da er es nur so würdigen Händen überliefern zu dürfen glaubte."

"Frau von Montesquieu verließ nun den jungen Prinzen, für den sie die anhaltendste und zärtlichste Sorgfalt geübt hatte. Trotz dem, daß sie nach dem Vaterlande zurückkehrte, entfernte sie sich mit Bedauern."

"Während sich Marie Louise in Oesterreich aufhielt, fuhren die anderen Franzosen, welche im Gefolge ihres Sohnes gekommen waren, fort, seine Kindheit zu pflegen; sie blieben noch mehrere Monate bei ihm. Von ihnen konnte damals das Kind einige Notizen über die neue Katastrophe seines Vaters erhalten. Ein besonderer Umstand beweist, daß man Sorge getragen hatte, ihn, so weit es seine Jugend zuließ, davon in Kenntniß zu setzen."

"Durch die Convention vom 2. August 1815 hatten die verbündeten Mächte festgesetzt, daß Napoleon, den sie als den Gefangenen Europa's betrachteten, der besonderen Bewachung der Britischen Regierung anvertraut werden sollte; daß die Höfe von Oesterreich, Preußen und Rußland Kommissarien zu ernennen hätten, welche an dem von der Englischen Regierung Napoleon zum Aufenthalt angewiesenen Ort wohnen und sich, ohne für seine Bewachung verantwortlich zu seyn, doch von seiner Gegenwart überzeugen sollten."

"Die Wahl des Wiener Hofes zu dieser Sendung fiel auf den Baron von Stürmer, Sohn des Oesterreichischen Internuntius bei der Ottomanischen Pforte und Kommissarius seiner Regierung im Oesterreichischen Hauptquartier während der Französischen Feldzüge. Der Fürst Metternich ertheilte ihm Instruktionen, denen zufolge alle seine Schritte in Uebereinstimmung mit seinen Kollegen und besonders mit dem Gouverneur geschehen sollten, der die ganze Verantwortlichkeit für die Bewachung Napoleons zu tragen hatte. Es wurde ihm anempfohlen, keine direkte Verbindung mit den auf der Insel befindlichen Franzosen anzuknüpfen."

"In dem Augenblick, wo der Baron von Stürmer von Wien abreisen sollte, um sich nach St. Helena zu begeben, rief der berühmte Alexander von Humboldt dem Kaiser, mit dem Oesterreichischen Kommissarius einen Botaniker abzusenden, der die vegetabilischen Reichthümer der Insel untersuchen und sich von dort zur Fortsetzung seiner Forschungen nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung begeben sollte. Der Kaiser, welcher die botanischen Studien begünstigt und selbst sehr unterrichtet in dieser Wissenschaft ist, billigte den Rath des berühmten Gelehrten. Man wählte zu diesen ferneren Forschungen den Herrn Welle, Gehülften des Herrn Boos, Oberaufsehers der Gärten in Schönbrunn. Herr Welle war ein sehr arbeitssamer Mann, in den Naturwissenschaften bewandert, sehr emsig in seinen Forschungen und daher gänzlich unfähig, sich in Intriguen zu mischen. Im Augenblick seiner Abreise übergab ihm Herr Boos, Freund der Madame Marchand, der Mutter des ersten Kammerdieners Napoleons, einen Brief und ein kleines Packet für Herrn Marchand; das Packet enthielt eine Haarlocke, welche Madame Marchand bat, ihrem Sohne heimlich zuzustellen, damit er nicht durch die Strenge des Gouverneurs dieses Andenkens der mütterlichen Zärtlichkeit beraubt würde."

"Als die Expedition im Angesicht von St. Helena angekommen war, theilte Herr v. Stürmer den Personen seines Gefolges die ihm gewordenen Instruktionen mit; er machte sie darauf aufmerksam, daß kein Brief, kein Packet den auf der Insel befindlichen Franzosen direkt überreicht werden dürfe; daß Alles ihm zugestellt werden müsse, damit er es durch die unumgänglich nöthige Vermittelung des Gouverneurs befördern könne. Demzufolge befohl er ihnen, Alles anzugeben, was sich in dieser Beziehung in ihren Händen befände. Aus Besorgniß vor der Unzufriedenheit des Herrn Boos, wenn er sein Versprechen nicht erfülle, beobachtete Welle jedoch sein bisheriges Stillschweigen auch ferner, und als er auf der Insel gelandet war, fand er leicht Mittel, dem Herrn Marchand das Packet zukommen zu lassen, welches ihm seine Mutter schickte."

"Plötzlich bemerkte man eine ungewöhnliche Freude in Longwood. Napoleon hatte eine Haarlocke seines Sohnes und einen Brief erhalten, der von dem Kinde geschrieben war, indem man ihm die Hand geführt hatte. Der Gefangene von St. Helena konnte einen Augenblick den Kummer vergessen, der an seiner Seele nagte. Er beziigte die lebhafteste Freude; es war dasselbe Entzücken, mit dem am Tage vor der Schlacht bei Borodino das Gemälde des Königs von Rom empfangen wurde. Wie er damals jenes Bild seinen Offizieren beinahe auf dem Schlachtfelde gezeigt hatte, so zeigte er jetzt denen, die ihn umgaben, die Haare und den Brief. Welche andere Gedanken aber mußte eine so wunderbare Veränderung der Lage in ihm erwecken! An den Ufern der Moskwa, umgeben von einer furchtbaren Armee, eine Vergangenheit beständiger Siege, eine Zukunft, geschmückt mit den Reizen des Ruhmes und der Gewalt, — und jetzt auf dem Felsen von St. Helena, ein Gefangener, die schmerzhafteste Erinnerung an jüngst vergangene Katastrophen, eine

farblose, zerstückte Zukunft... ohne Hoffnung! Die Freude jenes Festes mußte sich bald in schmerzliche Betrachtungen auflösen."

"Sir Hudson Lowe dachte, daß der Baron von Stürmer selbst den Brief nach Longwood habe gelangen lassen, ohne ihn dem Gouverneur mitzutheilen. In dieser Ueberzeugung glaubte er, dem Oesterreichischen Kommissarius gegenüber Stillschweigen beobachten zu müssen; aber er beklagte sich bei seiner Regierung, wodurch eine Explication herbeigeführt wurde. Welle, dessen Absicht unschuldig gewesen war, wurde nicht augenblicklich von der Insel fortgeschickt, wie der Gouverneur es verlangt hatte; er setzte seine botanischen Forschungen fort. Er fand auf St. Helena wenig merkwürdige Pflanzen; aber nachdem er noch das Vorgebirge der guten Hoffnung besucht hatte, brachte er dem Kaiser eine hübsche Sammlung zurück. Jetzt ist er Direktor des Gartens in Wien."

"Jene Haarlocke und der Brief seines Sohnes waren übrigens nicht die einzigen Andenken, welche Napoleon in seiner Gefangenschaft trösteten. Ueber seinem Bette stand eine Büste des jungen Prinzen, welche auffallend ähnlich war. Ein in Wien wohnender Französischer Bildhauer hatte dieselbe angefertigt, und der Graf von Bauffet hatte sie, als er im Gefolge Marie Louise's eine Reise durch Savoyen machte, mit einem Schreiben dieser Fürstin nach der Insel Elba gelangen lassen."

"Ich hatte nicht den Trost", erzählte mir später Herr von Protesch, „zeitig genug in Wien einzutreffen, um dem Herzog ein letztes Lebewohl zu sagen; ich reiste gerade in dem Augenblick, da er starb, von Rom ab. Wie traurig auch die Nachrichten lauteten, welche ich erhalten hatte, so konnte ich doch nicht an die so nahe Möglichkeit eines so schmerzlichen Verlustes glauben. — Die Mission, mit welcher ich in Rom beauftragt war, hatte mich in Verbindung mit dem Fürsten Gabrielli gebracht, einem ausgezeichneten Mann, der seine Regierung bei Erörterung militärischer Angelegenheiten repräsentirte. Ich hatte Gelegenheit, bei ihm die Fürstin Gabrielli, seine Schwägerin und Tochter des Prinzen von Canino, kennen zu lernen. Sie ist eine liebenswürdige und geistreiche Frau, deren Unterhaltung mich interessirte. Sie bat mich dringend um Details über den Herzog von Reichstadt und hörte das, was ich ihr erzählte, mit der größten Aufmerksamkeit an. Einige Tage darauf fragte man mich, ob ich wohl geneigt wäre, die Mutter Napoleon's zu besuchen? Ich antwortete, daß ich mich sehr gern zu ihr begeben würde, und daß man eine sehr falsche Idee von meiner Regierung habe, wenn man glaube, daß sie in einem solchen Schritte eines ihrer Agenten etwas Anderes erblicken würde, als den Wunsch, dem vorgerückten Alter einer Mutter, welche Nachrichten von einem Wesen verlangt, das ihrem Herzen theuer bleiben muß, einigen Trost zu gewähren."

"Am 21 Juli, dem Tage vor meiner Abreise, begab ich mich zu Madame Lätitia. Trotz ihres Alters und ihrer körperlichen Leiden, ist ihr die Würde in ihrer Haltung geblieben. Seit ihrem Fall kann sie nicht mehr vom Sopha aufstehen; sie ließ mich neben sich sitzen, ihre Aufregung und ihre Thränen rührten mich; sie redete über den jungen Herzog mit dem Gefühl der Gefahr, welche sein Leben bedrohte; sie selbst hatte ein sterbendes Ansehen. Indessen vergaß sie bei den Details, welche ich ihr über den Prinzen gab, ihre Schmerzen; sie wurde unmerklich lebhafter und erkundigte sich sorgfältig nach seinen Neigungen und Eigenschaften und lauschte meinen Antworten. Ich sagte ihr, daß so viel ich beobachtet hätte, der Prinz, mit der seltenen Fähigkeit begabt, den schwierigsten Fragen auf den Grund zu gehen, doch gewöhnlich nicht sehr schnell auffasse. „Darin", bemerkte sie, „gleichet er seinem Vater; Napoleon war dasjenige meiner Kinder, von dem ich im Anfang seiner Studien am wenigsten hoffte; es dauerte lange, ehe er irgend einige Fortschritte machte; aber als er späterhin zum erstenmale ein gutes Zeugniß von seinen Lehrern erhielt, brachte er es mir mit Stolz, und nachdem er es mir gezeigt hatte, legte er es auf einen Stuhl und setzte sich mit der Würde eines Triumphators darauf." — Nachdem diese Unterredung eine Zeit lang gedauert hatte, nahm ich Abschied von Lätitia. Sie dankte mir für den Trost, den ich ihr gewährt hätte; und gerührt bei meinem Lebewohl, streckte sie die Hände aus, um mich zu suchen; sie hat nämlich das Gesicht verloren. „Seit unserer Trennung in Blois", sagte sie, „habe ich den Sohn Napoleons nicht wieder gesehen. Mein Alter und seine Krankheit führen uns Beide dem Tode entgegen. Ich werde ihn nicht mehr sehen. Sie kommen wieder zu ihm; ich habe Niemanden, dem ich meinen mütterlichen Segen für ihn anvertrauen könnte, und so gern möchte ich ihm doch denselben vor meinem Tode ertheilen. Lassen Sie mich ihn auf Ihr Haupt niederlegen." — In dem Augenblick, wo diese Scene in Rom stattfand, begann der letzte Todestampf des Prinzen, der wenige Stunden darauf den Geist ausgab. — Ich erfuhr dieses traurige Ereigniß unterwegs. Nach dem allgemeinen Bedauern, welches dem Herzoge von Reichstadt gefolgt ist, können Sie auf den Schmerz derer schließen, welche seiner Person näher standen. Hier ist unter Anderem ein Brief, den mir aus Neapel der junge Ungar geschrieben hat, welchen der Herzog zu seinem Freunde zu machen wünschte.

„Neapel, den 14. Juli 1832."

Sie werden noch das Glück haben, den interessanten jungen Mann zu sehen, der schon das Ziel seiner allzurastenden Laufbahn berührt. Sie werden noch sein Lebewohl erhalten. Er muß es fühlen, daß er das Leben als Verbannter verläßt, und wird an seinem Bette Jemanden suchen, der ihn versteht, um ihm seinen letzten Kummer auszudrücken. Vielleicht ist dies Ihnen vorbehalten. Ich beneide Ihr Loos, ohne Hoffnung, es theilen zu können. — Unglückliches Opfer! Von so viel Größe nur den Tod zu erben!



Vielleicht aber ist es ein Glück für ihn, warum ihn beklagen? Seine Zukunft bot nur wenige Chancen des Glückes dar. Der Ruhm, ein fleckenloser Ruhm, würde so viel barten, schwer zu vereinigenden Bedingungen unterworfen gewesen seyn, seine Pflichten würden so zahlreich, oft entgegengesetzt, vielleicht unverträglich mit einander, ein unvollkommener Ruhm würde ein Unglück für ihn und die Mittelmäßigkeit ein Verbrechen gewesen seyn! — Aber man kann sich eines tiefen Gefühls des Schmerzes nicht erwehren, indem man ihn verschwinden sieht, ohne daß er gekannt worden ist, indem man ein so glänzendes Licht bei seinem Aufgange erlöschen sieht. Die Geschichte wird ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen; ein Jüngling von 20 Jahren hat nur ein Recht von wenigen Zeilen auf ihren Tafeln; sie hält sich nur an die Erinnerungen, nicht an die Hoffnungen. Diese kurze Existenz wird bald vergessen seyn, und doch schien sie zu einem anderen Schicksal bestimmt zu seyn. — Ich erlaube mir nicht, den mehr persönlichen Kummer auszudrücken, den eine Freundschaft und ein Vertrauen in mir anregt, welche der Zufall mir hatte zu Theil werden lassen, welche ich zu rechtfertigen wünschte, und die schon einen Reiz meines Lebens ausmachten. Wenn es noch Zeit ist, erinnern Sie ihn gefälligst an eine Ergebenheit, die ihm bekannt ist; diese Erinnerung wird seine letzten Augenblicke nicht schmerzlicher machen. Vielleicht empfindet er sogar jetzt mehr als jemals das in ihm immer so rege Bedürfnis einer aufrichtigen Theilnahme.““

(Schluß folgt.)

#### Bibliographie.

- La laide. (Die Häßliche.) Erzählung von Eugénie Foa. Pr. 7½ Fr.  
Cours de médecine. (Die theoretische und praktische Arznei-Wissenschaft, in ihren Elementen dargestellt.) Nebst einem Abrisse der Geschichte der Medizin. Von Alexis Bompard.  
Dictionnaire général etc. (Abels-Lexikon des alten und neuen Frankreich.) Von einer Gesellschaft Genealogen unter Leitung des Herrn Vieilh v. Voisgelin. Pr. 20 Fr.  
Dictionnaire historique. (Historisches und biographisches Lexikon der Französischen Generale.) Von einer Gesellschaft Militärs und Literaten. Pr. 15 Fr.

### Nord-Amerika.

#### Miß Kemble und ihr Vater in Amerika.

##### Ein transatlantisches Kunst-Urtheil.

Bekanntlich gastiren diese beiden berühmten Koryphäen des Englischen Theaters seit einiger Zeit auf der Bühne von New-York, und es wird nicht uninteressant seyn, folgendes Urtheil eines Amerikanischen Kunstrichters in der Evening Post über Beide zu hören, welches zugleich eine kleine Probe davon giebt, auf welcher Stufe die Bewohner der Vereinigten Staaten in ihrer ästhetischen Bildung stehen:

„Diese reizende und herrliche junge Dame“, sagt der New-Yorker Aristarch, „Miß Kemble, welche seit drei Wochen alle Zungen in Bewegung brachte und alle Augen fesselte, ist im Begriff, uns auf einige Zeit, glücklicher Weise nicht auf lange, zu verlassen, um sich nach der Stadt Penn zu begeben; und indem wir ihr Lebewohl sagen, können wir nichts Besseres thun, als ihre mannigfaltigen Talente aufzählen und uns bestreben, in einigen kurzen, aber inhaltsreichen Paragraphen ihre Kunst, die uns so großes Vergnügen bereitet, zu analysiren oder wenigstens zu erläutern. Miß Kemble ist unter Anderem als Beatrice, Lady Teazle (in Sheridan's Käferschule) und Julia aufgetreten. In den beiden so ganz verschiedenen Charakteren der Lady Teazle und der Beatrice war ihr Spiel meisterhaft. Der ergötliche, aber unsittliche Humor, die ächt weibliche Kocetterie und die versöhnende Reue der Ersteren — der Spott, die erkünstelte Unabhängigkeit, der wahre Muth, die innige Freundschaft der Anderen, wurden ausgezeichnet dargestellt. Shakespeare und Sheridan müssen Beide bekennen, „daß sie ihr nicht den geringsten Schmutz geliehen haben, den sie ihnen nicht wiedererstattet hätte.“ Nur ein einziger Fehlgriß scheint uns der Erwähnung werth, nämlich in der Scene mit Benedikt, wo sie ihn dazu bewegt, den Claudio herauszufordern. Hier weicht, unserer Ansicht nach, Beatricens Affectation gänzlich ihrem Unwillen, ihrer edlen Entrüstung und ihrem Durst nach Rache. Ihre Leidenschaft erfordert hier höhere Würde und größeren Ernst, als Miß Kemble dem Charakter gab. Vielleicht legte sie auch zu viel Pathos in die Stelle: „Was brennt in meinem Ohr? Ist Sinn hierin?“ Wer Miß Kemble nur im Lustspiel gesehen hat, dem wird sie gewiß ganz vollendet erscheinen, und es möchte sich ihm vielleicht Bangen oder Furcht vor dem Nüchternen in den Wunsch mischen, sie auch in einer anderen Sphäre zu erblicken. Uns aber, wiewohl wir aus Erfahrung den Umfang ihrer Kraft und ihr reiches Talent kannten, schien doch etwas zu fehlen; es war eine Leere da, obgleich keine Hörende; wir waren ergötzt, aber nicht befriedigt; und wir konnten nicht umhin, uns der gewaltigeren und hinreißenderen Scenen zu erinnern, in denen jenes dunkle Auge und jenes tiefe Organ eine so große Wirkung hervorbrachten.“

„Die Tragödie ist Miß Kemble's Element. Ihre Julia ist außerordentlich schön. Der süße Hauch der ersten Liebe auf dem Bלטton, die wahn sinnige Verzweiflung in der letzten Scene zeugten von ihrer großen Vielseitigkeit. Leider ist jedoch dieses Stück von An-

fang bis zu Ende eine Uebertreibung, (!) und obgleich es einige von Shakespeare's poetischsten Stellen enthält, so möchten wir es doch von der Bühne verbannt sehen. (!) Ohne einen Romeo von feinstem Geschmack und Talent ist der Kontrast zu groß, als daß man ihn lange auszuhalten vermag; und die Zuschauer thaten Herrn Barry darum, daß ihm eine so schwierige Rolle mißlang, zu großes Unrecht an. Das einzige Mal, wo wir Miß Kemble in Bombast verfallen sahen, war in diesem Stück, als sie bei der Betrachtung über die möglichen Wirkungen des Schlafrunks in die Worte ausbricht: „Lebt wohl! Gott weiß, wann wir uns wieder sehn!“ Aber die unnatürliche Leidenschaftlichkeit des Monologs muß die Darstellerin zu einem eben so unnatürlichen Pathos verleiten.“

„Wir können diese Bemerkungen nicht schließen, ohne ein Wort über Herrn Kemble hinzuzufügen, obgleich wir sie eigentlich nur seiner Tochter widmen wollten. Wer zwei von Shakespeare's herrlichsten Schöpfungen vollkommen würdigen lernen will, der sehe den Mercutio und den Benedikt von Herrn Kemble. Nur müssen wir bemerken, daß er die Scene mit Beatrice, deren oben erwähnt worden, eben so verfehlte, wie seine Tochter, und sie nicht mit der gebührenden Haltung und Energie gab. Sein feiner Anstand und die Grazie seines Spiels sind ausgezeichnet, und so gelingen ihm alle tragische Scenen, wenn er auch nicht überall gleich große Wirkung hervorbringt. Er declamirt außerordentlich schön, und in dieser Hinsicht kann seine Erzählung von „Frau Mab“ im ersten Akt von Romeo und Julia als Muster aufgestellt werden.“

#### Bibliographie.

- Percy anecdotes. (Anekdoten-Sammlung von Percy.) New-York.  
Tablets of rural economy. (Gemälde der Landwirtschaft.) Von John W. Anevels. New-Burgh. [Erscheint wöchentlich seit dem Monat Juni.]  
God's visitation, its reasons and use. (Heimsuchung Gottes, ihre Gründe und ihr Nutzen.) Eine Predigt von W. N. Writtingham. New-York. [Sie wurde an dem von dem Mayor und Gemeinderath der Stadt New-York wegen der Cholera angeordneten Buß- und Betttage in der St. Lukas-Kirche gehalten.]  
American law of insolvency. (Amerika's Gesetze über die Zahlungs-Unfähigkeit.) Von John L. Dorsev. Washington.

### Mannigfaltiges.

— Der Verstorbene in Frankreich. Der Buchhändler Journier in Paris, der bekanntlich eine Uebersetzung der „Briefe eines Verstorbenen“ unter dem Titel: „Nachgelassene Denkwürdigkeiten und Briefe des Fürsten Pückler-Muskau“ herausgegeben hat, macht jetzt ein Schreiben des Fürsten bekannt, worin dieser folgende Versicherungen ertheilt: 1) daß er sich seit drei Jahren auf seine Güter zurückgezogen und sich um das, was in der Welt vorgebe, nicht sonderlich bekümmere; 2) daß er nicht gestorben sey; und endlich 3) daß er, wie er es auch bereits vor zwei Jahren in der Preussischen Staats-Zeitung erklärt habe, durchaus keinen Anspruch darauf mache, als Verfasser eines „oeuvre posthume“ zu gelten. Diese Erklärung soll dem nächstens erscheinenden dritten Bande der Französischen Uebersetzung beigegeben werden, was um so zweckmäßiger erscheint, als das Buch, das übrigens, wunderbar genug, von dem Französischen Publikum fast gar nicht beachtet wird, seinen Verfasser bei der dortigen Kritik (Siehe z. B. das Cabinet de lecture) in den Ruf gebracht hat, daß er namentlich gar kein politisches Urtheil habe. Und wer möchte dies in jetziger Zeit gern von sich sagen lassen?

— Der Herzog von Reichstadt und der Persische Gesandte. Ich habe oben von dem Aufenthalt des berühmten Englischen Malers Lawrence in Wien gesprochen; an sein Andenken knüpft sich eine Anekdote, die mir der gelehrte Ritter von Hammer erzählt hat; sie schildert den frühzeitigen Takt, das Gefühl der Würde und des Anstandes von Seiten des Herzogs von Reichstadt. — Im Jahre 1819 traf der Persische Botschafter Mirza-Abul-Hassan-Chan in Wien ein und legte dem Kaiser und der Kaiserin die Geschenke seines Souverains zu Füßen. Unter den kostbaren Gegenständen, welche größtentheils aus Kaschemir-Stoffen bestanden, bemerkte man auch das Bildniß des Persischen Monarchen und ein voluminöses Manuscript des Dichters Feth-Ali, welches aus 40,000 Zeilen bestand und „das Buch des Königs der Könige“ hieß. Abul-Hassan, der damalige Botschafter, jetzt erster Minister in Persien, ist ein Mann von Geist und unterrichtet, aber mit vielen Seltsamkeiten in seinen Manieren und einer fast übertriebenen Zuversicht. Er hatte mehrere Höfe Europa's besucht. In London hatte Lawrence sein Bild für den König von England gemalt, und als er den Maler in Wien wiedersand, beehrte er sich, ihn in seinem Atelier, in Begleitung des Herrn von Hammer, des kaiserlichen Dolmetschers, zu besuchen. Der Herzog von Reichstadt war neugierig, den Perser zu sehen; er begab sich zu gleicher Zeit mit ihm zu Lawrence. Abul-Hassan wurde ihm vorgestellt und fing sogleich an, sich mit dem Grafen Dietrichstein Englisch zu unterhalten, sich der ganzen Lebhaftigkeit seines Charakters überlassend. Von diesen seltsamen und lärmenden Manieren überrascht, sagte der junge Herzog, welcher damals 8 Jahr alt war, mit außerordentlichem Ernst: „Das ist ein sehr lebhafter Perser; es scheint, daß meine Gegenwart ihm nicht die geringste Verlegenheit verursacht.“

(Le Duc de Reichstadt, par M. de Monthel.)